

MARION  
KARAUSCHE

DER  
LEERE  
PLATZ

ROMAN

eBOOK  
KEIN & ABER

## **INHALT**

- » [Über die Autorin](#)
- » [Über das Buch](#)
- » [Buch lesen](#)
- » [Impressum](#)
- » [Weitere eBooks der Autorin](#)
- » [Weitere eBooks von Kein & Aber](#)

» [www.keinundaber.ch](http://www.keinundaber.ch)



**MARION KARASCHE**



## ÜBER DIE AUTORIN

Marion Karausche, geboren in Deutschland, ist mit ihren drei Geschwistern in Madagaskar aufgewachsen. Sie hat an der Sorbonne, Paris studiert und anschließend als Dolmetscherin (Französisch, Englisch, Deutsch) gearbeitet. Bis Anfang 2021 lebte sie mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern im Nahen Osten, wo sie als Übersetzerin u. a. für das Goethe Institut in Beirut und als Sprachlehrerin an einer amerikanischen Schule tätig war. *Der leere Platz* ist ihr erstes Buch.

## ÜBER DAS BUCH

Marlen hat ein schönes Leben, unverschämt schön, denkt sie manchmal. Aber wie schnell das Glück zerrinnen kann, auch wenn man ein privilegiertes Leben führt, erfährt sie, als ihr Sohn eines Tages verschwindet. Angstvolles Warten und später die traurige Gewissheit seiner psychischen Krankheit rauben ihr Schritt für Schritt die Leichtigkeit des Lebens. Ein Roman über den Kampf einer Mutter um den Zusammenhalt ihrer Familie und ihre Konfrontation mit einer Krankheit, die in der Gesellschaft wenig Verständnis findet.

MARION KARAU SCHE

# Der leere Platz

ROMAN



**eBOOK**  
KEIN & ABER





Für T.

*»Eine Mutter kann nur so glücklich sein wie ihr unglücklichstes Kind.«*

SARAH BLAFFER HRDY

Es ist natürlich lächerlich zu behaupten, dass die Art, wie ein Telefon klingelt, die Stimmung des Anrufers widerspiegeln kann. Und doch: Das Telefon klingelte anders. Dunkler. Als müsse es, um die schlechte Botschaft zu überbringen, alles Fröhliche, alles Lebendige unterdrücken. Und sie, eben noch im Tiefschlaf, es war sechs Uhr morgens, war sofort hellwach. Sie spürte, wie ihr Körper erstarrte, während ihr Herz plötzlich so stark klopfte, dass sie es deutlich fühlen, ja, sogar hören konnte, seine hin- und herrollende Bewegung im Brustkorb, rhythmisch und schwer. Verzweifelt suchte sie in ihrem Kopf nach einer anderen, einer erfreulicheren Erklärung für diesen Anruf. Eine Geburt? In ihrem Bekanntenkreis war keine Schwangerschaft bekannt. Oder einfach eine falsche Nummer? Das konnte es sein. Doch es gelang ihr nicht, sich selbst zu täuschen. Sie wusste genau, dass dieser Anruf ihr galt, und dass es keine Möglichkeit gab, der Nachricht zu entkommen. Und sie wusste auch, dass, sobald sie das Gespräch annehmen würde, nichts mehr so sein würde wie früher. Trotzdem konnte sie sich nicht rühren. Sie lag ganz still in ihrem Bett. Ihr war eiskalt.

Das Klingeln verstummte. Jetzt ergriff sie Panik. Was, wenn sie den Anruf nun verpasst hatte? Bitte nicht! Nicht noch länger in Ungewissheit leben. Lieber die Nachricht, jetzt, sofort, egal wie schlecht. Die letzten Jahre hatten nur aus Ungewissheit, aus Angst, aus Warten bestanden. Nun war jede zusätzliche Sekunde eine Folter. Sie sprang, fiel beinahe aus dem Bett, stolperte und rannte zum Telefon, das auch schon wieder zu klingeln anfang. Diesmal war sie fast dankbar dafür und riss den Apparat an sich, um ihn unnötig fest an ihr Ohr zu pressen.

Eine Krankenschwester meldete sich. Ihren Namen bekam sie in der Aufregung nicht mit, auch nicht den Namen der Klinik. Nur, dass es sich

um eine psychiatrische Klinik in Deutschland handelte, in der sich ihr Sohn befinden sollte. Warum zum Teufel eine psychiatrische Klinik? Und dann wurde ihr klar, was das auch bedeutete: er lebt! Gott sei Dank. Er lebt.

Seit über einem Jahr – wie lange eigentlich genau? –, sie hätte es in diesem Moment nicht sagen können, obwohl sie so oft die Tage gezählt hatte, war dieser Anruf das erste Lebenszeichen von ihrem Kind, von ihrem so sehr vermissten Sohn.

Fröstelnd stand sie im Wohnzimmer. Die ersten fahlen Lichtstrahlen, die sich durch die Rillen der Jalousien pressten, strichen wie sanfte Hände über die Möbel, als wäre es ihre allmorgendliche Aufgabe, sie für den bevorstehenden Tag zu arrangieren. Schon konnte man draußen die frühen Schreie der exotischen Vögel hören, ein Kreischen, so menschlich, dass Marlen jedes Mal zusammenfuhr, und kurz darauf die ersten Rufe der Menschen, die die Schreie der Vögel schlagartig verstummen ließen. Dann kurzzeitig wieder vollkommene Stille. Ihre Hand hielt noch immer den Apparat fest umklammert, obwohl am anderen Ende das Gespräch längst beendet worden war.

Jetzt erst bemerkte sie ihren Mann. Martins Haar war in den letzten Jahren vollkommen ergraut und stand jetzt nachtzerzaust und wild von seinem Kopf ab. In seinem weiten Pyjama wirkte er schlaksig und etwas verloren. »Kai?«, fragte er. Und in seiner Frage, die nur aus diesen drei Buchstaben bestand, lag so viel Resignation, so viel Erschöpfung, dass sie eigentlich gar keine Frage mehr war, sondern eine fatalistische Feststellung. Kai. »Ja« flüsterte sie. »Kai. Er ist in einer Klinik. In Deutschland. Er hatte wohl einen Zusammenbruch. Sein Auto ... er hat sein Auto angezündet. Sagen sie. Mitten in der Stadt. Wir sollen kommen.«

Sie war im Urlaub schwanger geworden, damals auf Hawaii, und hatte darum auf diesen Vornamen bestanden: Kai, was auf Hawaiianisch »das Meer« bedeutet. Ob es daran gelegen hatte, dass sie im Palaaau State Park auf der kleinen Insel Molokai kichernd den majestätisch zum Himmel ragenden Phallic Rock berührt hatte, einen steinernen Penis, dem man

magische Kräfte zuschrieb, oder ob es einfach den lauen tropischen Nächten zu verdanken gewesen war? So oder so war dort vor sechsundzwanzig Jahren ihr erstes Kind entstanden.

Mechanisch und nun wieder so ruhig, als ginge es darum, für eine Dienstreise zu packen, zog sie ihren Koffer aus dem Schrank, legte etwas Wäsche hinein, überlegte kurz, ob warme Sachen in Europa zu dieser Jahreszeit noch nötig wären –, hier in Marokko war es schon herrlich warm – dachte sogar darüber nach, ob sie Schminksachen einpacken sollte, und schämte sich sofort für diese unangebrachte Eitelkeit. Sie wog ab, ob sie jemanden benachrichtigen sollte, entschied sich dagegen, denn ihr war klar, dass sie auf keine einzige Frage zu diesem plötzlichen Aufbruch eine Antwort hätte.

Ein paar Stunden später standen sie schon am Rabat-Salé Airport und warteten auf den Flug, der sie zu ihrem Kind bringen würde. Sie hatte sich immer vorgestellt, dass sie, sollte dieser Moment je eintreffen, vor Erleichterung und Glück geradezu überwältigt sein würde. Doch jetzt, so sehr sie auch aufmerksam forschend in sich hinein hörte, war da nur Stille, die sie immer fester einhüllte. Und während sie ihrem Sohn entgegenflogen, der in diesem Moment zweitausend Kilometer weit weg in irgendeiner Klinik lag, wanderten ihre Gedanken die letzten Jahre zurück. Und wie jedes Mal, wenn sie an Kai dachte, versuchte sie, aus den vielen tausend vergangenen Tagen den einen Tag aufzudecken, wo ES passiert war. Versuchte, den Moment zu begreifen, der dazu geführt hatte, dass jeder Plan, den sie, die stolzen Eltern, für ihren einst so begabten Sohn geschmiedet hatten, mit bitterer Enttäuschung begraben werden musste.

Vielleicht hatte die Metamorphose schon vor knapp zehn Jahren begonnen, als sie während eines Geschäfts dinners in Rabat, zu dem sie ihren Mann begleitet hatte – er arbeitete dort für eine große deutsche Firma –, eine Nachricht von ihrem damals sechzehnjährigen Sohn bekam, die sie erst amüsierte, später aber beunruhigte.

»Mama, hast du mich auch noch lieb, wenn ich ganz, ganz kurze Haare habe?«, stand da auf ihrem Display. Ein kleiner Schreck hatte sie durchzuckt, ein leichtes, wehes Ziehen in der Herzgegend. Kai hatte

damals schulterlange, dunkle Locken, die herrlich zu seinem etwas wilden Wesen passten und ihm den Spitznamen Mowgli eingebracht hatten. Aber natürlich hatte sie ihn noch lieb! Sie beeilte sich, ihm das sofort, wenn auch verstohlen, man saß ja bei Tisch, zu bestätigen. Als er jedoch am nächsten Morgen mit kahl rasiertem Schädel auftauchte, war es nicht so sehr sein radikal verändertes Aussehen, das sie bestürzte. Da war etwas Fremdes in seinen Augen, in seinem Gesichtsausdruck, etwas Abwesendes und auch Hartes. Warum hatte sie das nicht alarmiert? Warum hatte sie die Beklemmung, die ihr in diesem Moment den Hals zugeschnürt hatte, einfach weggeschoben, wie man es mit einem unangenehmen Traumfetzen tut, der morgens noch hängen geblieben ist, wenn sich der restliche Traum schon längst wie Frühnebel aufgelöst hat? Weil sie es nicht sehen wollte, weil sie sich eine kleine, heile Welt aufgebaut hatte, in der alles perfekt, vollkommen sein sollte. In ihrer Kindheit war nichts heil und nichts perfekt gewesen, und sie hatte sich geschworen, ihr eigenes Leben, soweit sie es beeinflussen konnte, harmonischer zu gestalten. Also war nicht, was nicht sein durfte. Auch als Kai plötzlich beim Abendbrot mit weit aufgerissenen Augen und dramatischen Gesten von Verschwörungen, von Schattenwesen und von bösen, fremden Mächten, die uns manipulierten, zu erzählen begann und ihr spätestens dann hätte klar werden sollen, dass hier etwas ganz und gar nicht stimmte, verdrängte sie diese unangenehme Vorahnung schnell. Und so war nichts geschehen, was die friedliche Stimmung in der Familie hätte gefährden können.

Zwei Jahre nach Kai war damals noch ein zweites Kind zur Welt gekommen, diesmal ein Mädchen, das sie in Gedenken an Martins liebe alte Patentante Amelia kurz Amy taufte. Amy war im selben Maße blond wie Kai dunkel, im selben Maße laut und munter wie ihr Bruder still, und im selben Maße gesellig wie er schüchtern und ruhig. Und doch waren die beiden unzertrennlich. Kai liebte sein Schwesterchen, sein Baby, wie er es stolz nannte, auf den ersten Blick. Er legte ihm all seine Spielsachen in die Wiege und rannte schneller als seine Mutter zu ihm, wenn es weinte, weil es seinen Schnuller verloren hatte oder von Koliken gequält wurde. Ihm galt Amys erstes Lächeln, und als sie laufen lernte, trappelte sie ihrem

Bruder überall hinterher. Als die Kinder heranwuchsen, blieb diese Verbundenheit zwischen ihnen bestehen. Marlen war bewusst, dass sie großes Glück hatte. Ihre Familie war ein Vorbild für viele ihrer Bekannten, in deren Familien es häufig krachte, Kinder ständig zankten und Eltern sich trennten oder Konflikte mit ihren Kindern austrugen, sich stritten, schimpften und strafte. So etwas gab es in ihrer Welt nicht. In ihrem Leben, dachte sie oft zufrieden, stimmte alles: sie hatte einen liebenswerten Mann, mit dem sie sich bestens verstand, und zwei bezaubernde Kinder. Seitdem sie ausgewandert waren, kamen dazu noch eine große, helle Wohnung am Meer und sogar eine Haushaltshilfe. Manchmal schämte sie sich für diese Üppigkeit. Ganz besonders, wenn sie in den Ferien zurück in die Heimat reisten, wurde ihr klar, wie verschwenderisch sie in Marokko lebten und wie selbstverständlich dieser Luxus für sie war. Morgens war der Frühstückstisch schon gedeckt, wenn sie aufstanden. Und ganz ohne ihr Zutun war er, kaum dass alle aufgegessen hatten, wieder abgedeckt, und anstelle der leeren Tassen und der mit Frühstücksflocken verklebten Schüsseln der Kinder, der offenen Marmeladengläser und der Obstreste stand ein schöner Blumenstrauß auf einer frisch aufgelegten Decke. Das Geschirr und die Wäsche schienen sich von selbst zu erledigen. Marlen fuhr einkaufen (Tüten und Taschen wurden ihr für ein paar Dirham ans Auto gebracht) und gab dann Anweisungen für das Essen. Während sie das erste Jahr noch viel selbst in der Küche stand, übernahm ihre Haushaltshilfe nach und nach auch diese Aufgabe. Bald reichte es, dass sie ihrer Angestellten meldete: »Heute wünschen wir uns ein Hühner-Curry mit Kokosreis« oder »Ach, mach uns doch bitte Lasagne, die Kinder bringen heute Freunde aus der Schule mit«, und schon entstanden die Speisen wie von Zauberhand. Marlen wurde still und verlegen, wenn ihre Freundinnen in Deutschland von ihrem täglichen Kampf mit der Hausarbeit, der Bügelwäsche und dem Küchenstress erzählten. Solcherlei Sorgen waren ihr mittlerweile völlig fremd.

Kais Haare wuchsen langsam wieder nach, und das unguete Gefühl verschwand. Und wenn es doch manchmal wieder zaghaft aufkeimen wollte – etwas war doch anders an dem Jungen? Sah er nicht irgendwie

müde aus? Was waren das für dunkle Ringe unter den Augen? –, dann wurden solche Gedanken schnell weggewischt, bagatellisiert, auf die Pubertät geschoben, und alles war gut. Vielleicht hatte auch das Land, in dem sie nun seit bald zwanzig Jahren lebten, auf sie abgefärbt? In Marokko war man Meister im Verdrängen von Problemen, egal ob sie politischer, wirtschaftlicher oder religiöser Natur waren. In den Gesellschaftskreisen, in denen sie verkehrten, war es unschicklich, Sorgen zu haben oder Sorgen als solche anzusehen. Das Leben schien eine endlose Abfolge verschwenderischer Feiern. Man wurde eingeladen und lud wiederum ein, in einem unausgesprochenen Konkurrenzkampf von Prasserei und Superlativen. Die Gäste zu beeindrucken war das Ziel des Abends. Alles gab es im Überfluss, Speisen und Getränke in unvorstellbaren Mengen, Lichter, Musik und Tänze, teure Kleider und schweren Schmuck. Diese Üppigkeit täuschte über die bittere Armut hinweg, die direkt vor den Türen der Luxusvillen begann und viele Millionen Menschen betraf. »Marokko: Land der Kontraste«, hieß es recht zutreffend in Reiseführern. Dass es sich um die blumige Umschreibung von brutaler sozialer Ungerechtigkeit handelte, wollten manche nicht wahrhaben. So kniff auch Marlen lieber die Augen zu, sah weg und genoss die Leichtigkeit ihres Lebens, fand sogar, dass sie ihr Zustand, als Ausgleich für ihre Kindheit, in der es Leichtigkeit nie gegeben hatte.

Nicht, dass es ihr je am Wesentlichen gefehlt hätte. Sie hatte immer ein Dach über dem Kopf gehabt, und Hunger kannte sie auch nicht. Aber reicht das, um glücklich zu sein? Gelacht wurde selten in ihrer Familie. Wenn sie an ihre Kindheit dachte, spürte sie sofort jene Stimmung, eine gedämpfte, bedrückende Stille, die etwas Beunruhigendes hatte, ganz ohne ersichtlichen Grund, denn sie wurden als Kinder weder geschlagen noch in anderer Weise bedroht. Es lag immer eine Beklommenheit in der Luft, eine bleierne Schwere, die dazu führte, dass niemand entspannt plauderte oder gar lachte, wenn die Familie zusammenkam. Am Tisch herrschte meist befangenes Schweigen, was zur Folge hatte, dass einzig die Kaugeräusche der sechs Familienmitglieder zu hören waren. Marlen erschienen diese Geräusche unerträglich laut, geradezu raumerfüllend, so sehr sich jeder



bemühte, möglichst leise zu essen. Das krachende Geräusch von sechs Kiefern, die schweigend malzten, verfolgte sie bis in ihre Träume. Um das Salzfass zu bitten war eine wahre Mutprobe, unterbrach man doch mit diesen einfachen Worten das allgemeine Schweigen und zog für einen Augenblick die gesamte Aufmerksamkeit auf sich. Lieber verzichtete sie auf das Salz oder auf die Butterdose oder auf die Flasche Wasser, wenn sie zu weit entfernt von ihrem Platz standen. Als Kind verstand sie die Ursache dieses Unbehagens nicht. Sie wurde von ihm eingefangen und gelähmt, ganz als schwelte, sobald sich die Eltern zusammen in einem Raum befanden, ein toxisches Gas in der Luft. Frei atmen konnte Marlen immer erst dann wieder, wenn sie den Raum verlassen hatte und sich erleichtert in ihr Zimmer zurückziehen durfte.

Ihr Vater war ein erfolgreicher Arzt, streng und voller Prinzipien, dem seine Karriere wichtiger als seine Familie war. Zumindest glaubte Marlen das als Kind, denn so beschrieb ihn ihre Mutter und sie musste es ja wissen. In der Tat arbeitete er oft bis zur Erschöpfung und hatte zu Hause wenig Energie für Spiele oder Gespräche mit seinen Kindern. Später dachte sie, dass ihm seine Arbeit vielleicht das gegeben hatte, was er in seiner Ehe vermisste, Freude und Anerkennung. Außerhalb des Hauses wurde er sehr geschätzt, sowohl für sein erstaunliches Wissen, das er in zahlreichen Anekdoten zu teilen wusste, wie auch für seinen unbestreitbaren Sinn für Humor. Zu jedem Thema fiel ihm ein passender Witz ein, mit dem er unweigerlich für Heiterkeit sorgte und die Stimmung jeder Runde auflockerte. Doch gerade das Talent, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf sich zu lenken, sie für sich zu gewinnen und sich so zum Mittelpunkt von privaten und beruflichen Einladungen zu machen, wurde ihm zum Verhängnis. Ungewollt drängte er seine schüchterne Frau noch mehr in den Schatten, machte sie zu einem stillen Anhängsel und bemerkte nicht, wie sie, eine auffallend schöne Frau, langsam verkümmerte. Er ahnte auch nicht, dass sich sein Mädchen, wie er sie liebevoll, wenn auch mit einer Spur Herablassung nannte, eines Tages, als sie spürte, dass ihre Schönheit zu welken anfing, aufbäumen und losreißen würde, um woanders noch einmal leidenschaftlich aufzublühen. Für

Marlen blieb er ihre gesamte Kindheit hindurch ein Fremder, vor dem sie zwar große Achtung hatte und nach dessen Nähe sie sich oft sehnte, der sie aber zutiefst einschüchterte. Erst im Alter wurde er weich und liebenswert, und sie fand endlich Zugang zu ihm. Mit seinen Enkelkindern schien er alles nachzuholen, was er mit seinen Kindern verpasst hatte. Er erzählte ihnen spannende Geschichten aus seinem Ärzte-Alltag, las ihnen stundenlang aus ihren Lieblingsbüchern vor und zeltete mit ihnen im Garten. Er zeigte ihnen, wie man einen Fahrradreifen flickt und wie man sich die Schuhe bindet. Er hatte großen Spaß am Kochen und brachte ihnen Rezepte bei, die sie mit seiner Hilfe nachkochten und stolz ihren Eltern präsentierten. Er kannte sogar Zaubertricks, mit denen er sein kleines Publikum erstaunte. Alle Kinder, auch die der Nachbarschaft, liebten ihn innig. Marlen beobachtete ihn verwundert und erfreut, aber auch mit etwas Trauer. So sehr hätte sie sich damals so einen Vater gewünscht. Nun war sie selbst Ehefrau und Mutter und brauchte keinen solchen Vater mehr, mochte er auch noch so weich und liebenswert sein.

Ihre Mutter kannte sie nur als tief unglückliche Frau. Schon am Hochzeitstag unglücklich darüber, dass sie nicht den Mann geheiratet hatte, den sie eigentlich liebte, so erzählte sie es ihren Kindern, weil ihr im entscheidenden Moment das Selbstbewusstsein gefehlt hatte, zuzugeben, dass sie einen anderen wollte. Unglücklich darüber, dass sie drei Mädchen bekam, obwohl sie sich Jungs gewünscht hatte, denn Mädchen empfand sie als Strafe Gottes, und darüber, dass sie später immer im Schatten ihres erfolgreichen Ehemannes stand und sich dabei danach sehnte, auch einmal im Rampenlicht zu stehen. Darüber, dass sie groß und dünn war (Storch im Salat!, hatten die Kinder im Schulhof ihr zugerufen), obwohl sie, wenn sie schon bedauerlicherweise als Frau auf die Welt gekommen war, lieber zarter und weiblicher gewesen wäre. Dass sich alle Männer nach ihr umdrehten, erkannte sie nie, und schämte sich stattdessen wegen ihrer langen Beine, um die sie jede Frau beneidete. Unglücklich auch und vor allem darüber, dass sie älter wurde, ein für sie ganz und gar unerträglicher Gedanke.

In jener Zeit, als Marlens Mutter in Schwermut und ihr Vater in Arbeit versanken, hörte sie auf zu essen.

Sie hatte gerade mit Ballett-Unterricht begonnen. Nach monatelangem Betteln hatte ihre Mutter endlich eingewilligt. Nicht, dass sie ausdrücklich dagegen gewesen wäre, aber sie sah einfach keinen Sinn darin, dass ihre Tochter einen Kurs belegte, um sich sportlich zu betätigen. Sie hatten einen großen Garten, und jedes Kind besaß ein Fahrrad. »Geh raus, dort hast du Sport genug«, hieß es. Aber eines Tages hatte ihre Mutter nachgegeben, eher um ihre Ruhe zu haben als aus Überzeugung. So stand Marlen nun dreimal die Woche vor dem riesengroßen Spiegel der Tanzschule, zusammen mit all den schönen, graziösen Ballettschülerinnen und musterte sich mit zunehmendem Unbehagen. Zu Hause gab es keinen solchen Spiegel und sie war sich nie bewusst gewesen, wie sie eigentlich aussah. Wie ihr Körper aussah. Mit fünfzehn Jahren hatte sie immer noch keinen Busen, sondern nur eine kleine Wölbung, die ihre Geschwister als »Linse auf dem Brett« bezeichneten. Dafür trat ihr Bauch auf unnatürliche Weise hervor, wie auf den Bildern der Biafra-Kinder, an die ihr Vater sie mit erhobenem Zeigefinger erinnerte, wenn sie nicht aufessen wollte. Als ob sich der Bauch eines anderen Kindes füllen würde, wenn sie ihren Teller leerte, dachte sie dann, aber sie hätte nie gewagt, ihrem Vater zu widersprechen. Dieser hässliche Bauch muss weg, beschloss sie. Also aß sie immer weniger, zerkleinerte ihre Häppchen in winzige Stückchen, auf denen sie endlos herumkaute, damit niemandem auffiel, dass sie ihr Essen kaum anrührte. Mit Brot war es einfacher als mit warmen Speisen, das konnte man zerkrümeln und auf den Schoß gleiten lassen. Beim Aufstehen fiel es dann auf den Boden und einer der Hunde oder der Staubsauger erledigte den Rest. Sie fing an, nur noch trockenes Brot oder gekochten Reis zu essen, schob Bauchweh vor oder Kopfweh. Kopfweh kannte sie von ihrer Mutter, die sich regelmäßig mit Migräne zurückzog, wenn die Stimmung zwischen ihr und ihrem Mann angespannt war oder ihr etwas missfiel. Marlen selbst hatte in Wirklichkeit noch nie Kopfschmerzen gehabt. Da ihr Darm arbeitslos war, bekam sie Verstopfung und durfte

Abführmittel nehmen, eine neue und einfache Art, um noch schneller an Gewicht zu verlieren. Sie entwickelte einen regelrechten Ekel vor Fett und betrachtete Menschen, die Essen in sich hineinschaufelten, mit Abscheu. Ohne es genauer erklären zu können, fühlte sie sich in solchen Momenten überlegen, geradezu erhaben, und je dünner sie wurde (sie hatte sich angewöhnt, die Wölbung ihres Bauches ständig mit einer schnellen Handbewegung zu kontrollieren), desto stärker war das Gefühl des Sieges. Dieser Triumph versetzte sie in einen geradezu euphorischen Zustand, in einen Rausch, der umso intensiver war, als sie ihn geheim halten musste. Sie fand Gefallen daran, zu beobachten, wie ihre Hüftknochen spitzer heraustraten, wie ihre kindlichen Pausbacken dahinschmolzen und wie in ihrem immer schmaleren Gesicht ihre Augen größer erschienen. Zu Hause fiel es seltsamerweise niemandem auf, dass sie bald nicht mehr schlank war wie früher, sondern erschreckend dürr, doch das spielte keine Rolle. Denn sie war nicht allein. Es war ihr, vor allem als sie schon extrem untergewichtig war, immer häufiger, als säße da ein kleiner Kobold auf ihrer Schulter, der ihr beim Essen zusah und mit ihr sprach. Der ihr zuflüsterte, nur Wasser zu trinken, keinen Saft, wegen des Zuckers, und keine Milch, denn Milch enthielt Fett. Fett, das sich als wabbeliges Polster auf den Bauch legen würde. Der sie ermutigte, nur ein kleines Löffelchen Kartoffelbrei zu essen, ohne Soße, und Brot nur trocken zu sich zu nehmen. »Wenig«, flüsterte er ihr immer wieder zu. »Wenig«. Oder er hauchte: »Es reicht. Es reicht.« Und er deutete von dort, wo er verborgen in ihrer Halsbeuge saß, auf die vollen Teller ihrer Geschwister und die ihrer Eltern, und sie konnte sein verächtliches Schnauben hören. Er war ihr Komplize, und das gab ihr Kraft. Als sie immer häufiger Zahnfleischbluten bekam, und ihre Haare auszufallen begannen, bekam sie Angst. Angst, sie würde nun sterben. Und sie nahm sich fest vor, ab nun zu essen. Aber trotz aller guten Vorsätze konnte sie es nicht. Jeder Bissen wurde ihr zur Qual, und die Strafe unmittelbar danach ein unerträgliches, widerliches Völlegefühl im Bauch. Nur ihre Ballettlehrerin bemerkte eines Tages, dass etwas nicht stimmte, und sprach sie darauf an. Sie ging mittlerweile täglich zur Ballettschule, trainierte eisern, stundenlang, auch

an den Tagen, an denen es keinen Unterricht gab. An einem solchen Tag kam ihre Lehrerin in den Ballettsaal und beobachtete sie eine Weile. »Isst du denn auch genug?«, fragte sie. Da rollten Marlen plötzlich Tränen über das Gesicht, die sie weder erklären noch zurückhalten konnte. War es die Befriedigung, dass ihre Hungerkur offensichtlich Erfolg zeigte und der verhasste Körper sich geändert hatte? War es Selbstmitleid oder einfach Erleichterung darüber, dass jemand sie ansah und sich um sie sorgte? Sie weinte und weinte, unfähig, ihrer Ballettlehrerin eine Erklärung zu liefern, und während sie in der Dunkelheit nach Hause radelte, trat sie energischer als sonst in die Pedale ihres alten Rades und nahm sich fest vor, in Zukunft noch etwas weniger zu essen. Vielleicht so lange, bis sie leicht wurde wie eine Feder, sich ganz auflöste und einfach davonschwebte.

Ob Kai auch irgendwann unter dem Gefühl gelitten hatte, nicht genügend geliebt oder beachtet zu werden? Hatte auch er auf irgendeine Art und aus irgendeinem Grund um Hilfe gerufen, ohne gehört zu werden? War er aus Verzweiflung dermaßen abgestürzt, dass er heute in einer psychiatrischen Klinik lag? Besonders dick war er nie gewesen. Ob in der Schule oder beim Kinderarzt, lag er bei der Gewichtskontrolle immer eher an der unteren Grenze der Skala. Wenn sie darüber nachdachte, hatte er früher einen gewissen Hang zum Perfektionismus gehabt, und diesen extremen Ehrgeiz. Alles, was er tat, tat er gewissenhaft und akkurat. Kurz nachdem er seine ersten Schritte gemacht hatte, stellte er schon allein seine kleinen Schuhe in der Garderobe ab, und nach dem Abendbrot räumte er freiwillig und ganz ohne Widerrede seine Spielsachen in die große Spielkiste. Im Kindergarten war er dadurch aufgefallen, dass er immer bemüht war, es allen recht zu machen, und durch seine Bereitwilligkeit, Spielsachen mit den anderen Kindern zu teilen. Genauso war es später in der Schule, wo er bei Lehrern und Schülern gleichermaßen beliebt war. Sie hatte das schön gefunden und war immer stolz auf ihr Kind gewesen. Nun war sie plötzlich unsicher. Hatte sie ihm nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt? Viele ihrer Freundinnen stöhnten über die undankbare Aufgabe, Mutter zu sein und konnten es kaum erwarten, dass ihre